

Dies und das

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **15 (1959)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dies und das

Monsieur commande ...

Die Migrol-Genossenschaft in Zürich veröffentlicht von Zeit zu Zeit im „Brückenbauer“ Listen ihrer Tankstellen. Dabei werden merkwürdigerweise nicht nur Freiburg und Delsberg, sondern auch *Biel* nur mit französischem Namen aufgeführt. Ein Leser erhielt auf seine Anfrage die Antwort, „daß die französische Anschrift unserer Tankstellen in Biel, Delsberg und Freiburg darauf zurückzuführen ist, daß deren Eigentümer französischsprachige Leute sind, die auf die französische Fassung besonderen Wert legen.“ Die von dem Monsieur in Biel befohlene Angabe lautet im — deutschsprachigen — „Brückenbauer“ in ihrem vollen Wortlaut wie folgt: „Bienne, entre les deux routes de sortie de Berne.“ Man muß sich schon die Frage stellen, ob wir Deutschschweizer uns heute wirklich solche Übergriffe bieten lassen müssen? Wann wird man uns verbieten, St. Gallen und Luzern, statt „St-Gall“ und „Lucerne“, zu schreiben?

Einbahnverkehr an der Sprachgrenze

Es gibt seit langem Leute, die sich nicht genug darin tun können, die Zweisprachigkeit Biels als helvetisches Ideal zu preisen. In letzter Zeit ist es nun Mode geworden, die Verhältnisse im freiburgischen Murtenbiet als Vorbild des friedlichen Zusammenlebens (der „Koexistenz“!) von Deutsch und Welsch in unserm Lande hinzustellen. Man spricht schwärmerisch von der „Brückensendung“ Biels oder Murtens und berichtet etwa, daß die Leute dort sich in beliebigem Wechsel — je nach dem Gegenüber — der deutschen oder der französischen Sprache bedienen. Wer aber die Dinge aus der Nähe kennt, weiß, daß es in der Regel nur die von Haus aus Deutschsprachigen sind, die beide Sprachen nicht nur „können“, sondern auch tatsächlich verwenden. Die Französischsprachigen hingegen vermeiden es, solange das irgend geht, eine andere als ihre eigene Sprache zu gebrauchen. Von der berühmten Brücke bleibt also eigentlich nur die Hälfte! Oder, wenn man an dem Bild einer ganzen Brücke festhalten will: es wird darauf nur in *einer* Richtung gefahren! Wie das im einzelnen Fall etwa vor sich geht, dafür bringt „Strüssi“ in der Mundartecke „Im Stübli“ des Berner „Bunds“ ein hübsches Beispiel:

„Us eme Wirtshus a der Sprachgränze schrybt mer eine, är syg mit syne Großching dür ds Murtebiet gspaziert u z Grissach im Chrüz ygchert. Er het öppis z Vieri wölle bstelle; aber mer het ihm gseit: „Pardon monsieur, on ne parle pas l'allemand.“ Henu, so seit er uf wältsch, was er gärn hät. Er het Chäs übercho u wo n er dä hät gchüschtet, het er zu syne Putzli gseit: „Das isch gäng no besser wede es Muu vou Wäschpi“. Da hei die Wirtslüt müesse pfupfe u d Frou het gseit, si wirti scho lang, aber vomene Muu vou Wäschpi ghör sie zum erschemau. Drufabe hei si zsäme ganz gäbig uf dütsch brichtet. Der Chund het zletscht gfragt, wär ihne verbotte heig, mit der

Gaschtig dütsch z rede. Oppe dä Herr im Schlößli dert äne? Er het aber i ker Sprach en Antwort übercho.

(Für Nichteingeweihte: Grissach ist Cressier, „es Muu von Wäschpi“ heißt „ein Maul voll Wespen“ und „pfupfe“ ist ein verdrücktes Lachen.) — Hätten die Wirtsleute nicht lachen müssen, wäre es nicht ausgekommen, daß sie des Deutschen durchaus mächtig waren.“ h.

Ursachen von Sprachgebrechen

Sprachgebrechen bei Kindern sind viel häufiger, als man gemeinhin annimmt. So ergab eine in „Pro Infirmis“, Heft 7, Januar 1959, wiedergegebene Untersuchung der 418 Schüler einer halbländlichen Gemeinde mit etwa 4000 Einwohnern, daß rund 33% von ihnen leichte Sprachschwächen und über 14% eigentliche Sprachfehler und Sprachstörungen wie Stimmeln, Stottern aufwiesen. Bei dieser Erhebung ist aufgefallen, daß *Kinder, die zweisprachig aufwachsen, in erhöhtem Maße für Sprachgebrechen anfällig sind* (21,4% gegenüber nur 14,5% bei Kindern gleichsprachiger Eltern). Ebenfalls vermehrt gefährdet erscheinen zudem Schüler, die während langer Zeit zahnärztliche Klammern zur Gebißkorrektur tragen müssen. P. J.

Twenboys

„Die Neue Zeit“, Hamburg, schreibt unter dem Titel: „Warum Twenboys“? (Twenboys soll die Fortsetzung der „teenagers“ bezeichnen, also die „boys“ [!] in den Jahren zwischen 20 und 29): „Es wäre sicher eine dankbare Aufgabe unserer Reklamefachleute und Texter, neuen Begriffen möglichst rasch zu treffenden *deutschen Namen* zu verhelfen, besonders dann, wenn das Fremdwort allzu böse gegen die letzten Reste der guten Sprachsitten verstößt“ (Dr. N.). — Sehr einverstanden. Aber da öffnet sich ein tiefer Graben. Sind Reklamefachleute und Texter auch sprachlich geschult und Verantwortungsbewußt genug? Sind sie bereit, die Sprache als Herrin ebenso anzuerkennen wie den Arbeitgeber als Herrn? Ich sehe übrigens noch immer nicht ein, warum man von einem Fünfziger oder einer Fünfzigerin reden kann, nicht aber von Dreißigern, Zwanzigern, Zehnern. „Kleider für die Zehnerinnen“ — ist das ausgeschlossen? DZ

Tiek

Jedermann kennt den berühmten Dichter Ludwig Tieck, den Frühromantiker, der besonders in seiner Frühzeit eine Vorliebe für das Exotische hatte. Nicht Jedermann aber kennt den deutschen Namen eines bestimmten exotischen Holzes: Tiek. Der Duden führt das Wort in den Zusammensetzungen Tiekbaum und Tiekholz auf. Der Tiekbaum (botanisch: *Tectona grandis* L. fil.) wächst in Vorderindien, Burma, Zeylon, Thailand und Indonesien und liefert ein hochwertiges Nutzholz, das Tiekholz eben. Es ist hellbraun, mäßig schwer, sehr wenig schwindend. Wegen seiner hervorragenden Eigenschaften — statische Festigkeit, außergewöhnliche Dauerhaftigkeit — ist es für die Möbelherstellung ganz besonders gut geeignet. Die nordischen Innenarchitekten

haben mit Tiekholz einen formschönen, modernen Möbelstil entwickelt. Und nun sind die Tiekmöbel auch bei uns Mode geworden. Daher veranstaltet eine bekannte schweizerische Möbelfabrik eine besondere Tiekschau. Doch nein, sie kennt das Wort Tiek nicht, sondern nur seine englisch-amerikanische Form „teak“. Wohl der Stileinheit zuliebe kündigt sie da in den Zeitungsanzeigen ihre Möbelausstellung gleich ganz in englischer Sprache an: „jetzt große teak-show bei möbel-...“. Das nimmt sich in deutschsprachigem Text doch recht merkwürdig aus; es will mit der Stileinheit im Sprachlichen nicht klappen. Haben wir nicht im Deutschen für das englische „show“ den ebenbürtigen Zwilling „Schau“, ein sinnverwandtes Wort für Ausstellung, das sich gerade in Zusammensetzungen sehr schön macht: Blumenschau, Modeschau, Tierschau? Wer Sprachgefühl hat, kann „show“ in deutschem Text nur schaurig finden. Oder soll man es — um beim Holz zu bleiben — hanebüchen nennen?

A. H.

Büchertisch

Josef Viktor Stummer, *Machst du wirklich keine Fehler mehr?* Kart. 74 S., Verlag Leitner, Wels.

Das Büchlein hat bereits sieben Auflagen erlebt. Der Grund dafür ist leicht zu erkennen: Es weist in leicht verständlicher Weise auf die wichtigsten Schwierigkeiten hin, die uns im Sprachalltag begegnen, und zwar stellt es immer „unrichtig“ und „richtig“ einander gegenüber. Das Büchlein ist mit großem Geschick angelegt, und es verzichtet auf alle Gelehrsamkeit. In einigen Fällen können wir uns J. V. Stummer allerdings nicht anschließen. So gibt es weder einen geschichtlichen noch einen stilistischen Grund für die Regel, daß „trotzdem“ keinen Nebensatz einleiten dürfe. „Das kommt nicht in Frage“ scheint uns keineswegs unrichtig (Stummer verlangt: „das kommt nicht in Betracht“), und man wird einem Schweizer kaum beibringen können, er dürfe „häufig“ nicht in der Bedeutung von „oft“ brauchen. Damit haben wir angedeutet, daß Stummer vom österreichischen Sprachempfinden ausgeht, das mit unserem nicht in allem übereinstimmt. So ist für den Schweizer der Satz: „Es gefällt uns gut hier oben“ ohne jeden Zweifel richtig; das von Stummer als besser (bzw. richtig) vorgeschlagene „hier heroben“ würde hingegen sehr erstaunte Gesichter hervorrufen. Ebenso ist für uns (und auch für den Stil-Duden) „unsäglich“ so gut wie „unsagbar“, und „tongefilmt“ tönt für uns so unrichtig wie „getonfilmt“. Ja, da man das Verb „tonfilmen“ nicht trennen kann („ich filme ton“), können wir „tongefilmt“ keineswegs als richtig anerkennen. — Das Büchlein, das wir trotz diesen Einwendungen empfehlen, macht gerade die Unterschiede zwischen schweizerischem Deutsch und österreichischem Deutsch sehr deutlich. am